Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 10

Artikel: Schuhmacher, Gottlieb
Autor: Kolb, Rolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667452

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schuhmacher Gottlieb

Von Rolf Kolb

Er saß in der siebten Klasse einer Dorfschule. Da befand er sich bestimmt in besserer Gesellschaft als seine gleichaltrigen Schulkameraden der Stadtschulen: das Gespenst, das die Eltern in der Stadt schreckt, ihre Knäblein fänden keine Lehrstelle, wenn sie nicht trotz ihrer „zähen" Veranlagung die Sekundarschule absäßen, geht auf dem Lande nicht um. Darum zählte auch Gottlieb zu den Schülern der siebten Klasse der Dorfschule in Bogen.

Bogen nennt sich das heimelige Dorf, dessen älteste Urkunde die Jahrzahl 870 trägt, weil der Fluß Dieße gerade bei jenem Dorf einen Bogen beschreibt, als wollte er es zum vornherein verschonen vor den Zerstörungen, die er mitunter zur Zeit der starken Regen mit seinem Hochwasser anrichtet.

Das neue Schulhaus war ein freundlicher Bau mit großen Fenstern, dem der den Landschulhäusern eigene Geruch fehlte. Zwei ungleiche Lehrer hielten in diesem blanken Schulhaus die sechs Dutzend Kinder zur Zucht und Weisheit an, jeder auf seine Art. Die wenigen Flarzhäuser, die sich mit ihren niedern Dächern um das beneidenswert alte Kirchlein wie die Küchlein um ihre Henne scharten, beherbergten wenig reiche Leute. Zwei Ziegen ,und wenn es hoch kam, eine Kuh, bevölkerten die düstern Ställe. Die Pflege dieser Tiere und das Bewirtschaften der hiezu notwendigen Wiesen raubte den Hausbewohnern nur einen kleinen Teil ihrer Zeit. Die übrige Zeit, und diese war die längere, verbrachten diese Leute in der Fabrik. Ja, diese Fabrik! Ihr Besitzer, den sie respektvoll „Herr" zu nennen und anzureden sich gewohnt waren, war ihr Meister, ihr Vater, selbst ihr Gott. Was er tat, war sacro sanct. In diesem Glauben lebte das Dorf in Frieden, den zu stören einem Außenstehenden als Frevel an der Gesellschaft angekreidet wurde, selbst dann, wenn die Störung in idealen Motiven ihre Ursache trug.

So erging es eben dem einen der beiden Lehrer, den es schmerzte, wenn seine austretenden Achtkläßler die Frage nach ihrem zukünftigen Berufe zu beantworten pflegten mit: „I gan i d'Schabi." Das letzte Wort verstand der Schullehrer nicht von Anfang an. Sein älterer Kollege, dem er auch sonst für manchen Rat zu danken hatte, schon deshalb, weil er ihn mit vornehmem Anstand Rat erteilte, redete von der Baumwollspinnerei, wenn er die „Schabi" meinte.

Ja, die Berufswahl bürdete diesen Achtkläßlern tatsächlich keine Sorgen auf, nicht ihnen und nicht ihren Eltern, aber ihrem Lehrer. Seit Generationen suchte alles, was zur Familie gehörte, das Unterkommen in der „Schabi".

Etwas verteufelt Verlockendes umspielte denn auch stets diesen Wechsel von der Schulstube zum Spinnsaal: gestern noch Mitesser am elterlichen Tisch, wenngleich er meist nur aus Rösti und Kaffee bestand, heute Lohnverdiener mit zwanzig Rappen Stundenlohn. (Zwanzig Rappen waren zwar damals eigentlich recht wenig, bekam man hiefür beispielsweise nur ein Ei.)

In diese Ordnung eine Bresche zu hauen, hatte sich der junge Lehrer in den Kopf gesetzt. Das ist ihm aber von eben den Leuten, denen er helfen wollte, übel vernommen worden. Seine Ohren mußten manches unflätige Wort vernehmen.

*

Zwischen der Postablage und der Kirche hatte von altersher der Schuhmacher Leutenegger seine kleine Werkstatt in Betrieb. Er war kein großer Künstler, aber zuvorkommend, und das Schuhwerk, das seine Solidität auf grob bekiesten Straßen und buckligen Hängen zu bewähren hatte, verlangte auch keine kunstvollen und geschleckten Formen.

Leutenegger rückte gegen die Siebzig, und sein Gebresten hatte die Ursache gewiß nur im Alter, denn er lebte solid, mußte es auch wohl, denn die Schuhmacherei brachte nicht allzuviel Geld ins Haus, trotzdem in ganz Bogen er der einzige Schuhmacher war.

So wenig die Bogener mit dem jungen Lehrer anzufangen wußten, so viel genoß er das Vertrauen seiner Schüler. Dieses Vertrauen ließ

ihn denn auch wissen, daß Gottlieb — eine Hasenscharte hinderte ihn am deutlichen Sprechen — ihm anvertraute, er wäre gerne Schuhmacher geworden. Der alte Leutenegger konnte wohl nicht allzulange mehr werken; nach seinem Tode würde kein Schuhmacher im Dorf mehr das Leder klopfen; das waren zwei gewichtige Argumente, den Eltern Gottliebs plausibel zu machen, daß sie dem Wunsche ihres Aeltesten willfahren und ihm einen Platz als Schuhmacherlehrling suchen sollten. Doch die Bohrversuche des Lehrers stießen auf granitenen Fels. Das sei noch nie vorgekommen, daß einer ihrer Familie nicht in die „Schabi" gegangen sei. Der Urgroßvater sei heute noch „Flöckler" (das Flöckeln ist die leichteste Arbeit um die Baumwolle und besteht im Aufreißen, „Cardieren", der Baumwolle mit den Fingern). Uebrigens gehöre das Haus dem Herrn, und sie seien nur „z'Huus". Sie wollen nicht riskieren, daß sie in der Fabrik die Arbeit verlören und ihnen dazu noch die Wohnung gekündigt würde, wie es Joche-Heich ergangen sei, weil er seine „vornehme" Tochter in die Sekundarschule geschickt habe, damit einmal ein Bürofräulein aus ihr werde! — Etwas gedrückt, aber um eine nützliche Erfahrung reicher, kehrte der Schullehrer dem Haus den Rücken und stapfte seiner Bude zu. — Noch bevor für Gottlieb der letzte Schultag angebrochen war, stahl er sich wiederholt nach der Schule zur Fabrik, um heimlich die wenigen Handgriffe am Spinnstuhle zu erlernen, der für ein Menschenalter seine Heimat zu werden drohte. Der Tag nach dem Examen war sein erster Arbeitstag mit Fr. 2.20 Lohn.

Zweimal fror das dünne Wässerlein im nahen Gießentobel, zweimal taute es wieder auf. Zweimal blühten die Guggublumen an der Burglehne, zweimal hatte der Wegmacher die „Zeihen" an die Wegränder zu stecken, damit der Schneefall die Fährte nicht verwische. Dann trugen sie den Leutenegger zu Grabe. Kein Hammer schlug mehr das Sohlleder, keine Lederfeile glättete mehr die Riemen. Die rotbraunen Holzläden der kleinen Werkstatt blieben geschlossen.

Die Bogener liefen sich Löcher in die Schuhsohlen und hatten keine Aussicht, den Schaden beheben zu können. Zerrissene Schuhriemen blieben ungenäht, schiefe Absätze mußten noch schiefer getreten werden. Nur der weite und seltene Gang ins andere Dorf zu jenem Schuhmacher konnte die Schäden heilen helfen.

Bei Gottliebs Eltern meldete sich die Reue über ihre Starrköpfigkeit, und in Eile ward jetzt ein „Lehrplätz" gesucht. Wer aber nicht reich genug ist, gefordertes Lehrgeld auf den Tisch zu legen, bleibt eben länger in der Lehre. Und so hatten die Bogener trotz der endlichen Einsicht von Gottliebs Eltern noch etliche Jahre ohne Schuster bleiben müssen.

*

Ein pfiffiges Schusterlein aus der Fremde, denn wer aus dem Tal über den Bergen nach Bogen sich verirrte, ward als Fremder angesehen, ja, er konnte, so er im Wirtshaus beim Schoppen saß, von denen, die zur hintern Türe eingetreten, sogar mit „fremder Fötzel" angeredet werden, hatte von dieser Schustervakanz gehört, und er schickte sich an, das wenige Werkzeug den Erben abzukaufen und der Werkstatt neues Leben einzuhauchen.

Drei Dörfer weiter oben im Tal, in dem wegen dessen Wichtigkeit zweimal im Jahr Markt gehalten wurde, saß Gottlieb in der Lehre und mußte geschehen lassen, daß einer ihm nun zuvorgekommen war. Gottliebs Eltern konnten mit der Reue nicht zurückhalten, und die Nachbarn mästeten sich mit Schadenfreude. Nur Gottlieb „blieb bei seinem Leisten". Und seine Standfestigkeit schien selbst im Himmel vermerkt worden zu sein; denn der Himmel ließ in Bogen ein Gesetz walten, das jedem Fremden die Gunst versagen heißt. Das Zutrauen zum Schuster Tüscher aus der Fremde wollte sich nicht einstellen. Ein Teil der Bogener war sich nun schon gewohnt, mit ihren durchlaufenen Sohlen ins andere Dorf zu pilgern, andere ließen sie zur Reparatur in die Stadt bringen durch junge Leute, die täglich mit der ränkereichen Lokalbahn dorthin zur Arbeit fuhren. Und der Rest, der seine Schuhe dem Tüscher anvertraute, brachte ihm zu wenig Verdienst, um so mehr, als er im Gegensatz zum alten Leutenegger, der für die Bogener in Schustersachen Maßstab geblieben war, immer häufiger

durch die schon erwähnte Hintertüre am hellichten Tage das Dorfwirtshaus aufsuchte, statt das Leder zu schaben.

Das Walten des seit uralten Zeiten gültigen, wenn auch ungeschriebenen Gesetzes versagte recht bald dem pfiffigen Tüscher die letzte Verdienstmöglichkeit. Eines Tages, während die fremden Gäste vom Bergkurhaus durchs Dorf der nahen Bahnstation zuwanderten, blieben die Läden der Schusterbude zu. Es scheint, Tüscher habe sich dem wandernden Strom der Kurgäste angeschlossen.

Die Läden aber blieben geschlossen, bis die Zeit herangerückt, wo Gottlieb seine Lehre beendet hatte. An einem Donnerstag vor Karfreitag stoben die Läden der Leuteneggerschen Werkstatt auseinander. Durch die blinden Scheiben sah man drinnen die ganze Familie am Scheuern, und durch die Ritzen zwischen Türe und abgetretener Schwelle stahl sich Staub und Geruch von altem Leder. Am Karsamstag überstrich Maler Hauser die Holztafel über dem Türsturz mit Oelfarbe. Seither steht: „Schuhmacherei Gottlieb" darauf. Und wenn auch bis heute keine modernen Lederbearbeitungsmaschinen Platz in der kleinen Werkstatt gefunden hatten, so war doch gewiß, daß Gottlieb freudig das Leder am Knieriemen hielt. Selbst der „Herr" ließ durch seine Dienstmagd seine Schuhe zum Gottlieb tragen, damit er sie richte.

Der Lehrer aber ist schon lange aus dem Dorfe gezogen, er ist gegangen, bevor die Wahlbestätigung mehr „Nein" denn „Ja" in die Urne gelegt hätte.

Fliegen

Von Ernst Eschmann

Wer heute eine große Reise unternehmen muß, benutzt das Flugzeug. Er ist vom Dämon des Blitztempos besessen.

Zeit gilt es zu gewinnen.

Nur Zeit!

O ihr glücklichen Jahrhunderte, da man mit Gemütlichkeit lebte, da Pläne schmieden und sie am gleichen Tage noch durchsetzen nicht eins waren. Nach London zu fahren galt als außergewöhnliches Unternehmen. Man betrieb umständliche Vorbereitungen ,und wenn's auch nur eine kurze Meerfahrt gab, bangte man um die Winde, die alle Freude ins Gegenteil wenden konnten.

Was ist der Kanal?

Ein Katzensprung für ein Flugzeug. In fünf Minuten ist der Kontinent mit Albions Insel vertauscht. Und sollte einer im Uebermut wetten: Heute Frühstücke ich noch an der Limmat, aber zu Mittag esse ich an der Themse, und am Abend werde ich wieder bei euch sein! — er würde die Wette spielend gewinnen.

Fast jeder Tag bringt neue Rekorde.

O wie hasse ich dieses Wort: Rekord. Aber es steht heute auf der ersten Seite des dicken, allein selig machenden Buches: Sport.

Kürzlich pfeilte ein Düsenflugzeug in einer guten halben Stunde von Paris nach Dübendorf. Das macht eine Stundengeschwindigkeit von rund 600 Kilometern. Ihr glücklichen Kinder und Kindeskinder! Wenn's im gleichen Tempo so fortgeht, verbringt ihr bald einmal eure Ferien auf dem Mond, falls es euch dort nicht zu ungemütlich sein sollte.

O du unverbesserlicher Phantast Jules Verne, der du mit deinen kühnen Zukunftsträumen die Welt in Aufregung brachtest, der guten alten Zeit gehörst du schon an. Denn alle deine Nebelgespinnste sind Wirklichkeit geworden; die ungestümen Erfindungen der Gegenwart haben sie bereits überholt.

In der unheimlichen Zeit des letzten Weltkrieges, in der wir so oft in der Nacht aufwachten vom donnernden Dröhnen eines Bombengeschwaders in den Lüften, fielen mir manchmal die Verse des guten alten schwäbischen Poeten Justinus Kerner ein: